

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 1

Artikel: Macht ohne Grauen : ein Blinder sieht sein Leben
Autor: Tanner, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



NACHT OHNE GRAUEN

Ein Blinder sieht sein Leben

Von Fritz Tanner

«Seit wann sehen Sie nichts mehr? So, so! Wie kam das? — Und jetzt studieren Sie? — Wie geht das denn?»

Der Herr im Bahnabteil mir gegenüber hatte eine Menge zu fragen. Vielleicht war es ihm auch langweilig und hielt er mich für eine Unterhaltung geeignet; aber er war nicht der erste, der mich so frug. Schon ungezählte Male sind mir die gleichen Fragen gestellt worden. Ich beantworte sie immer gerne, nicht um mich aufzuspielen, sondern um ein bißchen aufklären und meine Ansicht über die Blindheit darlegen zu können.

Der Herr und ich machten es uns bequem. Wir begannen zu rauchen, und indem ich zu erzählen anfang, erlebte ich noch einmal die letzten acht Jahre meines Lebens in ihrer ganzen Wirklichkeit.

Das Sorgenkind

«Do häsch d'Brille!» Ein Kamerad drückte sie mir in die Hand. Sie war nicht zerbrochen. Mit benommenem Kopfe verließ ich die Klasse auf der Spielwiese und setzte mich auf einen kleinen Hügel. Ich wagte es, mein schmerzendes Auge zu öffnen. Die Erdscholle hatte nicht mir gegolten; aber sie hatte mich getroffen und nicht auf das linke Auge, das hätte nichts geschadet; denn wenige Wochen nach meiner Geburt wurde dieses entfernt und durch ein künstliches ersetzt. Mit dem rechten hatte ich bisher den feinsten Druck lesen können. Nun starrte ich in den grauen Januarhimmel, nicht lange, dann schloß ich das Auge wieder. Dunkelrote, fast schwarze Punkte, die sich zu ganzen greulichen Fetzen erweiterten,

tanzten im ruhigen Grau des Himmels. Blut! Ich wußte es und begann zu ahnen. Gegen Abend verschwanden die Flecken und machten einem grauen Nebel Platz. Mählich ließen die Schmerzen nach; aber die Sicht wurde nicht klar. «Mer wänd nid Angscht ha!» munterte mich mein Vater auf. Er war aus dem Spital zurückgekommen, wo mein Bruder todkrank lag. Sein Zuspruch sollte mich trösten; aber er klang so gar nicht überzeugend.

Professor Vogt wurde wütend über den Knaben, der die verhängnisvolle Erdscholle geworfen hatte; doch machte er mir Hoffnungen. Und wirklich wich auch der Nebel. Ich wollte schon aufatmen, als neue Flecken auftauchten, diesmal grüne, und immer zahlreicher tanzten sie vor meinem Blick und beunruhigten mich. Wir hatten unterdessen meinen einzigen Bruder begraben. Hatte wohl das viele Weinen diese neuen Flecken verursacht? Wieder fuhr ich nach Zürich. «Grüner Star!» Ich wurde operiert. Die grünen Dinger verschwanden; aber es kamen andere, zuerst schwarze Punkte, dann braungelbe Fetzen, die sich mit ihnen vermengten und Tänze aufführten, die mir zur Qual wurden. Langsam verdichteten sie sich zu einem Schleier, der unheimlich sich über das ganze Auge zu legen begann. Noch sah ich klar in einem winzigen Dreieck, aber seine Seiten rückten immer näher zusammen, und an dem Tag, an dem ich erneut nach Zürich fuhr, war ein rotes Meer vor meinem Auge, Blut, nichts weiter! Seufzend setzte sich der Professor. «Ja, mein Sorgenkind!» sagte er und begann das Auge zu bespiegeln. «Nun mußt du still liegen wie eine tote Maus, und wenn wir das Loch in Deiner Netzhaut finden, wird's wieder gut!»

Ich weinte nicht, als ich wieder im Spital bleiben mußte. Ich war felsenfest entschlossen, mich nicht zu rühren, um alles für meine Heilung zu tun. Wenn man nur das Loch finden würde!

Es wurde nicht gefunden. Tagelang bespiegelte der Zeichner mein Auge; ver-

geblich. Nun operierte der Arzt systematisch, suchte die ganze Netzhaut ab und gab sich alle Mühe, sie zu flicken. Ich hatte monatelang ruhig dazuliegen, mit verbundenem Auge, allein. Meine Eltern durften mich besuchen, wenn wieder eine Operation vorüber war, aber oft nur kurze Zeit. Meist war ich mir selbst überlassen. «Du mußt die Blindenschrift erlernen!» hatte mein Vater gesagt. Das wollte mir nicht eingehen. Ich würde ja wieder sehen, davon war ich überzeugt. Aus meinem Krankenlager machte ich mir nicht besonders viel. Dreizehn Jahre zählte ich erst, und in solchem Alter gewöhnt man sich schnell an eine andere Lage. Warum rechneten meine Eltern mit der Erblindung? Ich lernte die Blindenschrift nicht. Ich ließ mir vorlesen, sang und pfiff, und manchmal, wenn ich so dalag, entstanden einige Verse. Ich weiß kaum, wie sie kamen, wohl manchmal als Bekämpfer einer aufquellenden Traurigkeit und Sehnsucht. Sie vermochten beides zu überwinden. Sie trösteten mich und gaben mir Kraft. Damals auch begegnete ich wohl zum erstenmal in meinem Leben Gott, nicht flüchtig, sondern als sein Geschöpf, das sich in seinen Schutz begab und auf seine Hilfe baute.

Und zu derselben Zeit entstand das, womit ich später viele Kinder und Erwachsene erfreuen durfte, mein Märchenspiel. Eine Schwester las mir in ihrer Freizeit eine Jugendgeschichte vor, in der eine Großmutter ihrer Enkelin das Märchen von der Frau Holle ein bißchen abgewandelt erzählt, um das Kind raten zu lassen, welches Märchen sie eigentlich meine. Ich kam auf den Gedanken, die Geschichte noch etwas mehr abzuwandeln und auszubauen, sie in Verse zu setzen und als Spiel zu gestalten. So entstand Bild um Bild. Immer wieder memorierte ich, um nichts zu vergessen. Ich konnte ja nichts aufschreiben, und diktieren wollte ich niemandem. Ich hatte nur meiner Mutter mein Geheimnis mitgeteilt und später, als das Spiel fast vollendet war, auch meinen Vater ins Vertrauen gezogen. Erst im Spätsommer, als ich end-

lich nach einem halben Jahre heimkehren durfte, diktierte ich dem Vater das ganze Werklein in die Maschine, und ein Jahr darauf erlebte ich durch meine Schulkameraden seine Uraufführung und den ersten Erfolg.

Braille, Schubert und erste Liebe

Etwas war durch fünf Operationen gelungen: Ich wurde nicht ganz lichtlos, ja, ich vermochte noch die Farben zu unterscheiden und große Buchstaben zu erkennen. Ich sah die Sonne, den Schnee auf den Bergen und die ziehenden Wolken am blauen Himmel. Ich war glücklich, daß es nicht Nacht geworden war um mich; aber zur Arbeit taugte mein Auge nicht mehr. So begann ich doch, die Blindenschrift des Franzosen Braille zu erlernen. Diese besteht aus sechs erhöhten Punkten, mit denen sich durch sechzig Kombinationsmöglichkeiten die Alphabete aller Sprachen und sogar mathematische, physikalische und chemische Formeln darstellen lassen. In dieser Punktschrift gibt es heute ungezählte Übertragungen literarischer und musikalischer Werke. Auch kennt man heute die verschiedensten Arten von Punktschriftmaschinen, mit denen sich jeder Blinde leicht seine eigenen Aufzeichnungen und Notizen machen kann.

Ich lernte aber nicht nur dieses Instrument zu gebrauchen, sondern auch das Schreiben auf der gewöhnlichen Maschine. Mein Vater zeigte mir die Tasten, die jeder Finger zu bedienen hat, und bereits nach drei Tagen schrieb ich den ersten fehlerlosen Brief. Diese Fertigkeit bedeutete mir in der Folge die größte Hilfe, weil ich nun schriftlich all das ausdrücken konnte, was mich bewegte.

Ich schrieb Aufsätze, Tagebücher, Gedichte und erledigte meine Korrespondenzen. Das Schreiben war mir Bedürfnis; denn mündlichen Verkehr hatte ich nicht viel oder dann meist nur mit Erwachsenen.

Mein Tastgefühl verfeinerte sich allmählich; ich begann, mich auf das Gehör

zu konzentrieren. Doch nur widerstrebend stellte ich mich auf das Blindsein um. Immer wieder versuchte ich, beim Gehen mich auf den Sehrest zu verlassen. Dadurch, daß ich mein Auge auch da zu Hilfe nehmen wollte, wo es nicht mehr ging, blieb ich unsicher und wurde nicht gewandt wie ein geübter Blinder, der sich unbedingt auf die vier ihm verbliebenen Sinne verläßt.

Mit meinen Schulkameraden verlor ich den Kontakt; denn ich hatte jetzt zu Hause Privatunterricht. Immer mehr wurde es einsam um mich.

Anders wurde es, als ein Mädchen mich regelmäßig zu besuchen anfang. Sie war ein Jahr jünger als ich, geistig sehr rege und spielte gut Klavier. Da zog ich meine liebe Geige wieder hervor, die ich vor dem Unfall fleißig gespielt hatte. Von neuem begann die Musik Bedeutung für mich zu gewinnen. Stundenlang übten wir zusammen. Geduldig spielte mir das Mädchen auf dem Klavier die Melodien vor, bis mein Ohr sie erfaßt hatte und ich sie wiederzugeben vermochte. Ich weiß noch, wie groß meine Freude war, als ich die erste Schubert-Sonatine fehlerlos durchspielte. Hatten wir genug geübt, saßen wir oft noch lange beisammen und sprachen uns aus. Ihr konnte ich mich anvertrauen, weil sie jung war und mich verstand. Wir wurden Freunde. Ich weiß, daß ohne dieses Mädchen die ersten zwei Jahre meiner Blindheit schwerer zu ertragen gewesen wären.

Als wir beide unsern Heimatort verließen, um, jedes an einem andern Ort, die Mittelschule zu besuchen, war sie meine große Liebe, die mir über alle Schwierigkeiten hinweghalf.

Der große Schritt

Niemand wußte zuerst, was aus mir nun werden sollte. Schon vor dem Unfall hatte ich den Plan, das Gymnasium zu besuchen; ich wußte auch bereits, nicht aus Gründen der Tradition oder äußerer Erwägungen, sondern aus Überzeugung, daß ich Theologie studieren würde. Jetzt war dieser Wunsch nur noch lebendiger in mir.

Die Blindenanstalt kam für mich nicht in Frage. Erstens hatte ich gar keine manuelle Begabung, und zweitens lockte mich das Anstaltsleben nicht. Ich hatte schon damals das Bestreben, möglichst den Sehenden gleich zu bleiben. Ich bereue nicht, daß ich die Anstalt mied. Vielleicht hätte ich dort einiges gelernt, was mir im Verkehr und Umgang und für meine Selbständigkeit nützlich gewesen wäre; aber ich habe das nachher unter den Sehenden nachgeholt und dabei wohl mehr Vorteil gehabt. Glücklicherweise steckt man heute nicht mehr einfach jeden Blinden in ein Heim, um ihn zu versorgen, unbekümmert um seine Fähigkeiten. Zwar ist die Gefahr dieser falschen Fürsorge immer noch groß; doch die Blinden in ihrer Selbsthilfebewegung wehren sich dagegen. Ziel einer richtigen Fürsorge muß sein, den Blinden nicht nur in die Anstalt zu stecken, sondern ihn auch wieder heraus und ins Leben zu führen, wo er unter den Sehenden seinen Platz behaupten kann. Der Blinde ist in den meisten Fällen dazu fähig.

Ich kam nun zwar auch in eine Anstalt, aber in eine ganz andere. Im Frühling 1939 bestand ich das Aufnahmeexamen für die dritte Gymnasialklasse der evangelischen Lehranstalt Schiers. Ich hatte zuerst einen Aufsatz zu schreiben, dann wurden mir französische und lateinische Texte vorgelesen, die ich sofort zu übersetzen und in die Maschine zu schreiben hatte. In den mathematischen Fächern prüfte man mich nur mündlich. « Wir wollen es einmal probieren! » sagte der frühere Direktor Hartmann, der sich für mich verwendet hatte und der nun auch in Zukunft meine ganze Arbeit assistieren sollte. So wie er dachte wohl jeder Lehrer in Schiers; denn sie wußten nicht, wie ein Blinder sollte studieren können, obwohl vor mir schon drei Schweizer den Beweis erbracht hatten, daß es möglich sei.

Mein Leben bekam eine neue Wendung; mein erster, großer Traum, der nach der Erblindung zu zerfließen schien,

war erfüllt. Fünf Jahre lang bin ich nun in Schiers zur Schule gegangen, jeden Tag mit meiner Schreibmaschine, um einmal eine gute, einmal eine schlechtere Klausur zu machen. Wenn nicht geschrieben wurde, war ich Hörer oder hörte auch nicht; denn ich war zu lebhaft, um immer ruhig dasitzen zu können und meine Kameraden ebenso wenig brav als ich; aber es ging doch, und es ging gut.

In den Stunden machte ich keine Notizen, das Wichtigste behielt ich im Gedächtnis, und zu Hause arbeitete ich mit Kameraden nach ihren Heften den Stoff durch. Nur die mathematischen Lehrsätze schrieb ich mit der Punkt-schriftmaschine, um sie später selber wieder lesen zu können. Die schriftlichen Hausaufgaben erledigte ich mit der gewöhnlichen Schreibmaschine.

Täglich las mir mein Assistent, eben der frühere Anstaltsleiter, vor, was ich zu tun hatte. Oft stundenlang hämmerte er mir die Vokabeln der alten Sprachen ein, indem er sie mir vorlas, bis ich sie sicher im Kopfe hatte. Zusammen machten wir Übersetzungen und diskutierten Kapitel aus der Schweizer- und Weltgeschichte. Mein Vater formte aus Plastilin griechische und hebräische Schriftzeichen, so daß ich mir ein Bild dieser Schriften machen konnte. Auch erfand er ein Mittel, mir geometrische, zoologische und anthropologische Figuren zu zeichnen. Er benutzte dazu einen Stift, mit dem er in Spiegelschrift die Linien und Kreise auf ein Blatt zeichnete. Dazu verwendete er eine weiche Unterlage, so daß die Linien erhöht und leicht fühlbar wurden. Diese Methode hat dann einer meiner Kameraden immer wieder gebraucht, um mir Dinge verständlich zu machen, die ich mir sonst nicht hätte vorstellen können.

„Siehst du den Mond noch?“

Krach auf der Bude! Wir balgen uns auf dem alten, abgenutzten Sofa. Mit Gepolter stürzen wir gleichzeitig auf den Boden und « rossen » weiter, wie die Schierser Gymnasiasten für « raufen » sagen. Meine

DENKSPORT AUFGABE 1

1 Flasche und 1 Korkzapfen kosten zusammen Fr. 1.10. Die Flasche kostet 1 Franken mehr als der Korkzapfen.

Frage: Was kostet der Korkzapfen?

Auflösung Seite 53

Pensionsmutter steht an der Türe, wütend, mit rotem Kopf und kreischender Stimme.

Das konnte passieren, wenn wir nicht arbeiteten; denn ich mochte auch nicht einfach so dasitzen. Zu Hause hatte ich dies getan und möglichst jede Bewegung und Erschütterung vermieden, um den Sehrest zu erhalten. Im Gymnasium wurde ich dieses Lebens überdrüssig. Was nützte mir dieser Sehrest, ich mußte ja doch blind studieren und wie ein Ganzblinder alles tun! So wollte ich wenigstens frei werden in Bewegung und Umgang, wollte mich tummeln wie die andern, auch auf die Gefahr hin, daß die Sehkraft noch mehr nachließe. Allmählich geschah dies. Ich weiß noch, wie an einem herrlichen Sommerabend mein Vater mir den Kopf in der Richtung des Vollmondes drehte, der in gleißender Pracht die Nacht zum Tage machte. «Siehst du den Mond noch?» fragte er. Ich durchbohrte die dunkle Bläue und ahnte ihn, aber sah ihn nicht mehr. Ich konnte auch die Finger nicht mehr zählen, wenn ich sie noch so dicht vor das Auge hielt. Das war früher ein Maßstab

meines Sehvermögens gewesen. Auch die vier verschiedenen, grellen Farben auf meinem Kanapeekissen verschmolzen in ein einziges, ödes Dunkelgrau.

Heute bleibt mir noch die Sonne als einziges, das ich zu sehen vermag. Ich habe mich auch daran gewöhnt. Freilich will es mir manchmal schwer fallen, alles nur durch das Ohr und die Hände und auch noch durch den Geruch aufzunehmen. Manchmal aber arbeitet das Ohr so ausschließlich, daß ich für lange Zeit vergesse, man könnte das und das auch visuell wahrnehmen. So kann ich zum Beispiel einen Lehrer hören, ohne mir den Sprechenden vorzustellen. Im Augenblick steht keine Gestalt am Katheder. Es ist nur eine Stimme dort, die mir entgegentönt, bis es mir plötzlich wieder einfällt, daß zu dieser Stimme auch ein Gesicht und zum Gesicht ein ganzer Körper gehören muß. Ich stelle mir, wenn ich überlege, auch tatsächlich jeden Menschen irgendwie vor. Diejenigen, die ich früher bereits als Erwachsene kannte, veränderten sich seither nicht in meiner Vorstellung. Meine Eltern werden für mich immer so jung aussehen, wie sie waren, als ich erblindete.

Von den Menschen aber, die ich erst als Blinder kennen lernte, mache ich mir ein ganz eigenes Bild. So hat beispielsweise in meiner Vorstellung ein Kamerad aus dem Gymnasium und jetzt Kommilitone pechschwarzes Haar, und es will mir nicht eingehen, daß er blond sei. Die Größe eines Menschen vermag ich schon aus der «Höhendistanz» der Stimme, die zu mir dringt, einigermaßen abzuschätzen. Merkwürdigerweise trägt jede Person in meiner Vorstellung ein typisches Kleid, das heißt, immer das, welches ich mir zuerst an ihr dachte. So etwas Ähnliches gibt es für mich in den Zahlen, wo ich jede einzelne in einer bestimmten Farbe sehe, die Eins zum Beispiel weiß, die Zwei grau, die Drei hellgrün und so weiter. Ich vermag mir diese Tatsache nicht zu erklären.

Ich liebe es, meine Bücher, die gro-

Ben Freunde, zu streicheln und dann und wann eines zu öffnen, es dicht vor mich zu nehmen und seinen Duft zu riechen. Das ist vielleicht merkwürdig; aber viele Bücher erkenne ich an ihrem typischen Geruch, und manchmal erwische ich eines, das genau so riecht wie die illustrierten Grimm-Märchen meiner Kinderzeit. Dann kann ich lange meinen ersterbenden Blick in die Seiten bohren und die Nase hineinpresse — und träumen.

Nein, ich sehe den Mond nicht mehr und die großen Buchstaben; aber ein wenig selbständiger bin ich geworden.

Die Freunde

Meine Kameraden verwöhnten mich. Kaum einen Schritt ließen sie mich allein tun. Die meisten verstanden das Führen gut, besonders mein großer, bärenstarker welscher Freund, der einfach seine Tatze über meine Schulter legte und mit einem leichten Druck ein Hindernis anzeigte. Die Kameradschaft am Gymnasium war ausgezeichnet. Ich lebte in der Klasse wie die andern, indem ich lachte wie sie und mich mit ihnen tummelte. Mit einzelnen arbeitete ich zusammen. Besonders einer fand sich, ein verschlossener, schüchterner Bursche, mit dem ich tagtäglich die Aufgaben erledigte und auch jetzt an der Hochschule weiterarbeite. «Den getreuen Eckhard» nennen ihn viele und mit Recht. Auch von denen, die vor mir Schiers verließen, wurde mir mancher ein guter Kamerad. Das Schönste aber war doch das Leben in der Schülerverbindung, der ich angehören durfte. Jetzt wurde ich selbständig, weil mich die Verbindungsfreunde dazu erzogen, stieg nachts allein durch ein Fenster im Erdgeschoß der Anstalt aus und ein, bewegte mich frei und in einer geistig lebendigen Gesellschaft, die mir zusagte. Überall nahmen mich meine Kameraden mit. Was sie erlebten, sollte auch ich genießen. Waren auch alle nett zu mir in der Klasse und der ganzen Schule, der kleine Kreis, in den ich aufgenommen wurde, verstand es besonders, mich ins Leben hineinzuführen. Auf der

Schulreise im Tessin erklärten sie mir die Gegend. Wir feierten gemeinsam eine Nacht in Melide und genossen während der ganzen Reise unsere Verbindung, ohne uns doch von den Klassenkameraden abzusondern.

Im Souffleurkasten

Auch ich war dafür, daß wir den «König Lear» spielen wollten. Die Bühne bedeutete mir von jeher eine Welt. Um so schmerzlicher war mir der Gedanke, an der großen Arbeit, die die Klasse sich vornahm, nicht oder höchstens als beratender Hörer mitwirken zu können.

«Lern doch das ganze Stück auswendig und souffliere uns!» Manche glaubten, der Kamerad, der dies zu mir sagte, habe einen schlechten Witz gemacht. Mir gefiel der Plan. Die Herbstferien begannen gerade. Mein Onkel hatte zwei Tage Zeit für mich, ein Freund eine Nacht dazu. Sie lasen mir vor, stückweise, und ich memorierte.

Nach der genannten Zeit konnte ich alle Rollen auswendig. Von da an saß ich jeden Abend vor den übenden Kameraden und «blies ihnen ein», wenn sie nicht weiter wußten. Mit ihnen wuchs ich hinein in die Welt Shakespeares und war glücklich, meinen Teil am Gelingen der Aufführung beitragen zu dürfen, glücklich vor allem auch über das Vertrauen der Spielenden, die sich mir, dem blinden Souffleur, vollständig auslieferten. Ich fühlte mich in allen Rollen sicher genug, um während des Spiels mir im Souffleurkasten etwa einen Scherz zu erlauben, indem ich dem ermordeten Haushofmeister, der gerade vor mich auf die Bühne zu liegen kam, heimlich eine Wurst aus meinem Verpflegungsvorrat in die Hand zu drücken, oder dem sterbenden Lear mit meiner Teeflasche winkte. Natürlich entweihete ich das Stück nicht regelmäßig dadurch, sondern nur dann, wenn wir alle übermütig waren oder, was öfter der Fall war, von der Riesenarbeit ermüdet einer Aufmunterung bedurften.

Wieder ein großer Schritt

Als Drittkläßler hatte ich zu den Maturanden emporgeschaut, als wären sie Götter, und für die Maturi, die Schiers verließen, schien mir auch dieser Begriff zu armselig. Unsere Prüfungszeit kam. Wir hatten gearbeitet und erwarteten sie ruhig, und wir wußten kaum, wie es geschah, da standen wir schon alle in der Wandelhalle, aufatmend, daß das Examen vorüber war. Ich habe später gehört, der Experte habe sich gewundert, daß ich geläufig aus der Ilias übersetzen konnte. Viele haben sich gewundert, daß ich die Maturitätsprüfung zu bestehen vermochte, sogar noch mit Erfolg.

Zu schnell kam der Tag, wo wir zum letztenmal im Anstaltshof inkantierten; aber wir haben den Verbindungsgeist mit an die Hochschule genommen und sitzen nun hier wieder beisammen, wir fünf Kameraden aus der gleichen Klasse, philosophieren und scherzen und hecken Reisepläne aus. Besonders unser Ex-Präses und ich tun dies; denn wir beide wollen zusammen nach dem Krieg eine große Auslandsreise unternehmen.

« Wozu? » sagt vielleicht mancher, « was hat ein Blinder vom Reisen? » Nun, wenn ich im Zuge sitze und die Bahnatmosphäre auf mich wirken lasse, die Leute in ihren Gesprächen belausche und aus ihren Stimmen meine Schlüsse ziehe, wenn ich am offenen Wagenfenster die gemähten, heuduftenden Wiesen, den würzigen Wald, den kühlen See oder ein einsames, nahes Gehöfte spüre, wenn der Freund dabeisteht und meinem lauschenden Ohr, das die verschiedenen Geräusche des Zuges wahrnimmt, je nach dem Ort, an dem wir vorüberfahren, ein bißchen durch Erklären nachhilft, so mache ich mir doch von allem ein Bild, das meist richtig ist, weil ich ja früher sah und weiß, was Wasser, was ein Baum oder ein Berg ist. Ich reise leidenschaftlich gern auf jede Art, besonders auch auf dem Wasser. Durch das Reisen lerne ich Länder und Menschen kennen, was für

einen Blinden vielleicht noch mehr bedeutet als für einen Sehenden, weil er in Gefahr ist, nur mit wenigen Bestimmten zu verkehren und sich vor den andern zurückzuziehen. So bin ich nicht. Ich suche den Kontakt mit den Mitmenschen, um möglichst so zu bleiben wie sie, um nicht ein Einzelgänger zu werden.

Es hat für mich immer eine Hauptrolle gespielt, daß ich mich von Gott geführt wußte, daß ich über alle religiöse Problematik hinweg einfach seine Gegenwart und seinen Segen empfand. Nur dadurch habe ich nie die Blindheit als Unglück empfunden, sondern als eine offenbar gottgewollte Notwendigkeit, der es sich, nicht trotzig und erbittert, sondern demütig glaubend zu unterziehen galt. So ist das Blindsein wohl manchmal schwer und Ursache einer heimlichen Trauer und unerfüllbaren Sehnsucht, aber niemals ein Kreuz, das man nicht fröhlich zu tragen vermöchte, unter dem man nicht täglich zu danken hätte.

Ich möchte einmal in der Welt meinen Platz ausfüllen zur Ehre meines Gottes und im Dienst an meinen Mitmenschen, besonders auch an den übrigen Blinden. Mir ist der Weg bisher leicht gemacht worden. Man brachte mir Vertrauen entgegen und gab mir die Möglichkeit, meine Fähigkeiten zu beweisen. Das gleiche soll man den andern gewähren. Sie verdienen es; denn jeder Blinde, wenn er sich mit seinem Los abfindet, ist gewillt, sein Bestes zu leisten, um sich zu behaupten. Begegnet uns daher nicht unnatürlich! Zeigt keine falsche Scheu und Hemmung, uns anzusprechen oder uns am Arm zu nehmen und zu führen! Für solche Dienste sind wir dankbar. Nehmt aber auch gleichzeitig Rücksicht auf den Selbständigkeitswillen des Blinden. Laßt uns, wo keine Gefahr besteht, ruhig allein gehen, wenn wir es wünschen; aber versucht, durch taktvolles, unauffälliges Helfen und Reagieren eine für uns unangenehme Situation zu vermeiden, indem ihr uns zum Beispiel sagt, auf welche

Bank wir uns im Bahnabteil, auf welchen Stuhl und in welcher Richtung im Konzert wir uns setzen sollen, nicht laut kommandieren, wir verstehen auch einen leisen Hinweis und einen sanften, orientierenden Druck mit der Hand.

* * *

Ich bin nun Student, Hörer wie tausend andere. Im Augenblick kann ich mir nichts Schöneres vorstellen, als Student zu sein. Manchmal kommt mich die Lust an, auch so frei durch die Stadt zu wandern, dahin und dorthin, oder unbekümmert an der Uni umherzuschlendern, planlos, nicht immer am Arm des Freundes meinen bestimmten Weg zu gehen. Ich möchte Mädchen kennenlernen und ein bißchen nach Goethes Lied leben: «Mit Männern sich geschlagen, mit Weibern sich vertragen.» Es geht ja

nicht alles so wie bei andern; aber manches kann ich wohl doch mit der Zeit mitmachen, ein Sommernachtsfest vielleicht, einen Bummel, eine Kneip, warum nicht? Ich muß nur so fortfahren, wie ich, durch meine Freunde in der Verbindung angeleitet, begonnen habe.

Das Leben in seiner Mannigfaltigkeit ist auch mir offen. Auch ich darf es genießen, und ich glaube auch, daß ich den Menschen finden werde, der bereit ist, mit mir durch das Leben zu gehen, nicht aus Nächstenliebe einem Blinden gegenüber, aus Mitleid, sondern aus der Liebe, die das Glück zweier Menschen begründet; denn ich fühle mich stark genug dazu, weil mein Dasein im Grunde nicht lichtlos ist, sondern hell und reich. Freudig stehe ich im Leben, indem ich es bejahe und nach dem einen strebe, lebensstüchtig zu werden.

Schweizerische Anekdote



Der verstorbene Nationalrat Blaser, Bern, zitierte einmal einen Brief des Apostels Paulus. Blaser war seines Zeichens Pfarrer und wurde später Gemeinderat der Stadt Bern. Als ehemaliger Pfarrer lag es ihm, in seinen gern gehörten Voten die Bibel zu zitieren. Scheinbar hatte er aber den Apostel-Paulus-Brief nicht richtig zitiert, denn mein Zürcher Kollege Johann Hoppeler versprach, am nächsten Tage die Bibel mitzubringen und Herrn Blaser gehörig heimzuschicken. So gesagt, so geschehen. Am andern Tag wettete Kollege Johann Hoppeler gegen Herrn Blaser und sagte, daß er die Bibel falsch zitiert habe, es heiße dort soundso. Damit hoffte Kollege Hoppeler, den Berner Riesen gehörig «abgesäbelt» zu haben. Dieser verlangte aber das Wort zu einer persönlichen Erklärung und sagte bloß: «Es steht auch in der Bibel geschrieben: Paulus, du rasest.» Damit hatte natürlich Kollege Blaser die Schlußrunde gewonnen und die Lacher auf seiner Seite.

Mitgeteilt von Ph. Schmid-Ruedin.